

(Nachdruck verboten.)

4)

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

„Und die andre, mit der Du gingst, deren Zunge keinen Augenblick still stand, und die so laute schrie, daß man es über die ganze Straße hören konnte?“

„Polizeidirektors Fernanda! Die sagte ja kein Wort, Vater!“

„Ja, aber sie ist keine passende Gesellschaft für Dich, — dumm und albern und eingebildet.“

„Fernanda, Vater? Ich möchte doch wohl wissen, wer so verleumdet und anschwärzt!“

„Ich will Dir etwas sagen, — von Wölfen können nur junge Wölfe kommen, und von hölzernen Pferden, wie der Polizeidirektor eins ist, nur hölzerne Puppen, — das kann man im voraus wissen. Sie ist kein passender Umgang für Dich!“

„Fernanda? — die ich von ihnen allen am liebsten habe?“

„Wenn ich Dir sage, daß ihr Vater alles thut, was nur in seiner Macht steht, — die, nebenbei gesagt, freilich nicht sehr groß ist, — um mir zu schaden, — so wirst Du wohl verstehen, daß meine Tochter sich von der Familie fernhalten muß. — — — Thu' übrigens ganz, was Du willst,“ fügte er mit einer gewissen Kälte hinzu, so daß die letzte Strecke Weges schweigend zurückgelegt wurde. Aber hin und wieder sah er es den Bewegungen der schwarzen Flechte an, daß sie innerlich mit ihm schmollte.

Diese verteuflerten Mädchen, — von einem Egoismus waren sie! —

Bei einer Biegung der Landstraße vernahm man plötzlich den Klang der Zirkelsäge unten aus der Sägemühle, wie sie in regelmäßigen Zwischenräumen schneidend und kreischend die Luft durchdrang.

Der Schimmer der Mütze war vom Hause aus schon gesehen, ehe er den Thorweg zur Allee erreichte, wo der Hofhund ihnen entgegenkam und einen Augenblick nicht wußte, wie er sich zwischen Gjertrud, welche die Treppe hinaufsprang, und seinem Herrn teilen sollte. Er blieb beim Direktor, an ihm in die Höhe springend und ihn mit allerlei Geschnapp laut umbellend.

Die Art und Weise, wie er den Stock schwenkte und Tyras zurief, — der wie ein Wetter vor ihm her und durch die Dielenthür sprang, zeugten davon, daß hier heute gute Laune herrschte.

Der Direktor hatte Eile, nach Hause zu kommen. Sobald er sich blicken ließ, brachte die Haushälterin die Suppe, das Stubenmädchen folgte ihr auf dem Fuße.

„Nun, liebe Zette!“ redete er seine Frau an, nachdem er seinen Keller Fischsuppe mit den fast faustgroßen Klößen von geschabter Fischfarce beinahe verzehrt hatte. „Hast Du es Dir denn nun gründlich überlegt und ausgefüßt, wie die Sachen in Spanien stehen? — Will das Volk nun allen Ernstes die Ketten des Aberglaubens und der Unwissenheit abschütteln, wie? — Ich wollte, ich hätte auch Zeit, an Spanien zu denken! — General Gorilla —“

„Zorilla, Bratt!“

Der zweite Fleischloß glitt herunter mit einer stillvergnügten Erinnerung an die in der Bürgervertretung siegreich verlaufene Schlacht.

„Ah, es giebt Lammfriskaffee!“

Er schaute nach der Schüssel hinüber, die soeben aufgetragen wurde, und warf dann seiner Tochter einen hastigen Blick zu. Gjertrud saß da und stöckerte verdrießlich mit dem Löffel in der Suppe herum.

„Hole mir ein wenig Curry, Gjertrud, dann bist Du ein gutes Mädchen, — Du bist doch die beste von meinen beiden Töchtern!“

Gjertrud setzte den Curry vor ihn hin; die Augen aber blieben gesenkt.

„Um, — vielleicht war nichts Arges an ihr. Aber, — den Polizeidirektor bestärken, indem man seiner Tochter erlaubt, jetzt mit seiner zu verkehren, — nein, daraus konnte nichts werden. Gjertrud sollte lieber schmollen, bis sie sich eines Bessern befann. — —

„Es warten wohl eine ganze Menge unten an der Säge, Klaus? Ich habe mich zu lange auf dem Platz hinter Johnstons Haus aufgehalten.“

„Johnston bezaubert den Vater ganz und gar,“ versetzte Klaus scherzend, „so daß er die Uhr und alles vergißt.“

„Ich kenne verschiedene kluge Köpfe, die mit dem Dummebeutel geschlagen sind,“ warf der Direktor hin, — „aber so ein unpraktischer Mensch — mit Kopf! — das gehört zu den Wunderwerken der Natur!“

„Und hast Du wohl Fräulein Könneberg begrüßt, Bratt?“ fragte seine Frau.

„Nur ganz flüchtig, durchs Fenster; sie war wohl beim Putzen oder Reinemachen da drinnen.“

„Etwas so Altmodisches, Großartiges, wie die beiden langen Spiegel, die sie haben!“ rief Frau Bratt aus; —

„dieses, tief geschnittene Glas, auch als Einfassung, — wenn ich daran denke, daß sie oben in dem großen Ballsaal auf dem Eisenwerk gehangen haben, — alles, was sich darin gespiegelt hat! Mir wird immer ganz wunderbar zu Mute, wenn ich da hinein sehe, — ich habe das Gefühl, als schaue ich in ein Paar große Augen, die so viel aus der Zeit vor uns wissen. Und wenn dann Fräulein Könneberg alles das erzählt, dessen sie sich erinnern kann.“ —

„Ja, ich danke, von Spanien! — — Reich mir einmal das Friskaffee herüber, Gjertrud!“

„Sie nennen sie das Familienmuseum,“ fügte Klaus spöttelnd hinzu.

„Ach, den Menschen haftet mehr an, als die Spiegel und die alten Porträts,“ meinte Frau Bratt. „Es ist ein Jammer, wenn das Geld so alle wird.“

Der Direktor nickte; die letzte Bemerkung lag nicht in Spanien.

„Der Platz, den Johnston jetzt nach dem Hafen zu kauft, der kann ihm einmal Geld einbringen! Ich erleichterte ihm ja die Sache, griff ihm mit einigen Tausenden unter die Arme,“ klang es ein wenig selbstbewußt.

„Ja, hat man jemals ein solches Glück erlebt!“ rief Klaus aus. „Versichert die „Konfordia“ am Abend oben im Klub, und wandert dann direkt nach Hause und liest das Telegramm, daß seine Bark gestrandet, schon vor einer Woche zu Grunde gegangen ist. Wäre, weiß Gott, ein ruiniertes Mann gewesen ohne den Einfall, und dann alle die siebenundzwanzig Tausend einzukassieren, so daß er sich ein neues Schiff dafür kaufen kann!“

„Du, Bratt, es muß nicht angenehm sein, das Geld anzunehmen!“

„Eine ganz reelle Sache, die, — das Gesetz sagt, so lange beide Parteien nichts von dem Fahrzeug wissen. Jegliche Affekuranz ist ein Lotteriespiel.“ — er schob den Stuhl vom Tische ab.

„Der Rutscher soll kurz vor vier mit dem Schlitten unten an der Sägemühle sein,“ befahl er, während er draußen auf der Diele vor der offenen Stubenthür die Ueberstube anzog. „Muß zur Sparkassenversammlung in die Stadt. Klaus kann vom Comptoir mit mir nach Hause fahren. Der Stock, wo ist mein Stock?“

Er schritt die Treppe hinab und durchschritt die Allee, ein Paar wachsame Augen folgten ihm, bis er aus dem Thor hinaus war, um sich zu vergewissern, ob er sich auch vielleicht umwenden und noch etwas haben wollte.

Es trat eine förmliche Stille ein, nachdem er gegangen war.

Frau Bratt holte die kleine Gartenspritze, die in der Nähe des Ofens stand, um ein wenig warm zu werden. Es handelte sich um diese Blattpflanzen, deren Leben man mühselig fristen mußte, bis sie im Frühling immer länger und länger auf die Veranda hinaus in die Sonne gerückt werden konnten. Sie mußten ihren schwachen, lauwarmen Regen haben, und alle die Winterhitze auffangen, die durch die doppelten Fenster bis zu ihnen hindurchzudringen vermochte.

Sie rückte die Pflanzen hin und her und wusch die Blätter und hatte gerade angefangen, den großen Oleander abzusprühen, als Gjertrud plötzlich ganz unerwartet ausrief:

„Ich sehe keinen Fuß wieder über Johnstons Schwelle, Mutter, — das thu' ich nicht, sag' ich Dir! Ich will nicht,

will nicht. Vater hat mich da heute verartig bloßgestellt, daß — ach Gott!"

"Was, hat der Vater irgend etwas gesagt, was Dich verlegt hat, Gjertrud?"

"Zu Johnston zu sagen, obendrein während Abraham mit dem Hunde dasteht und mich anguckt, daß ich meinen Schwiegervater begrüßen soll! Ich soll das Kind sein, immer und ewig das Kind, — ich bin aber kein Kind mehr!" rief sie aus.

"Du weißt, bei Johnstons sind sie so an die Scherze des Vaters gewöhnt, Gjertrud! Aber es ist wahr, Du bist kein Kind mehr," räumte die Mutter sinnend ein, "ich will versuchen, es dem Vater klar zu machen."

"Ich habe wenigstens dafür gesorgt, daß es Abraham klar wurde, und er soll es noch gründlicher merken, der abscheuliche Wichtigmacher!"

"Sagst Du das —"

Die großen, braunen Augen der Mutter schauten ins Blaue hinein. "Ich finde, es ist so viel an ihm, etwas Stummes, was nicht Luft bekommen kann."

"Ach ja, und taub ist er auch, er kann auf dem einen Ohr nicht ordentlich hören!"

"Em, nein, Du," kam es langsam heraus, "das ist Geist!"

"Geist!" Sie stieß einen verächtlichen Laut aus. "Er ist genau so wie sein feiner, seidenhaariger Hund, dem gleicht er aufs Haar, ebenso nervös."

"In seinen Augen liegt gleichsam eine stille Sehnsucht. Jedesmal, wenn der junge Mensch hier ist, muß ich ihn mir gründlich betrachten. Ich denke oft darüber nach, in was für einer Welt er eigentlich lebt, muß immer an ihn wie an eine meiner Blumen denken. Ob er das, was er in sich trägt, wohl einmal zur Entwicklung bringt, ob er sich zur Blüte entfalten wird? Das Geschäft paßt wohl im Grunde nicht für ihn, und das kann mir so leid thun. Er scherzt mit einem so melancholischen Blick in den Augen. Siehst Du, wenn eine Pflanze —"

"Ach, Mutter, Deine ewigen Pflanzen! Aber ich weiß, mit was für Plänen der Vater sich trägt. Und — ehe daraus etwas wird, heirate ich lieber Jakob Arneberg. — Ja, nun soll das arrangiert und arrangiert werden, genau so wie mit Jonette! Sie wollen ein Geschäft für Abraham in Gang bringen und dann —"

Ein leiser, schmerzlicher Zug glitt über Frau Bratts Antlitz, während sie ein paar weisse Blätter abknipfte. — "So wie mit Jonette?" — sagte sie langsam vor sich hin.

"Ja, hat Jonette etwa den Mann gekriegt, den sie haben wollte? — Sie nahm den, den ihr der Vater aussuchte, das thut sie! — Ihr glaubt immer, daß ich von Gott und der Welt nichts verstehe! — Da hieß es Rechtsanwalt Stibolt hier, und Rechtsanwalt Stibolt da, — er sei so ein Kopf und so eine Arbeitskraft, und ein so ausgezeichnete Mann, — ja, wenn es darauf ankommt, sich nach dem Willen des Vaters zu richten! — Das bilde mir aber keiner ein, daß Jonette ihn so übertrieben liebt, wenn er dasaß und von seinen Prozeßen redete und von all den Geschichten, die der Vater so witzig fand! Ich bin fest überzeugt, Jonette wird auch nicht so viel zu sagen haben, wie über eine Stednadel in ihrem neuen Heim auf Heje. Ich bin ganz wütend über ihn!" —

Die Mutter fuhr fort, eine verkümmerte kleine Blatt-Pflanze zu spülen und zu waschen. "Nein, — Du bist kein Kind mehr!" entfuhr es ihr.

"Ich mache mir gar nichts daraus, daß der Mann, den ich einmal bekomme, so extra viel Verstand und Begabung und dergleichen haben soll. Das gefällt mir gerade so an Jakob Arneberg, daß er so gut und füglich ist und alles thut, was ich will; denn Despotie dulde ich nun einmal nicht!"

"Du hast die Natur Deines Vaters, Gjertrud!"

"Nein, sage ich Dir, denn wenn ich die hätte, dann — Jetzt soll ich auch nicht mehr mit Fernanda verkehren! Aber das will ich Dir nur sagen: nie und nimmer wird Vater mich dahin bringen, daß ich Abraham nehme, und wäre er noch so eigenartig und fein mit Myrrhen und Räucherwerk!"

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das ist der Unterschied: Wenn der bürgerliche Kandidat in den Wahlen steigt, so ist er und die kleine Schar derer, die ihn zu ihrem Agenten bestellte, von Stolz und Gemüthung geschwellt, daß es

ihnen gelungen, die Wähler noch einmal zu überdelpeln; die Wähler selbst aber sind gleichgültig, in dem dunklen Gefühl, daß sie vielleicht doch eine große Dummheit begangen haben. Der Kandidat hat die Wahlen gemacht.

Anders bei den Socialdemokraten! Hier jubeln die Wähler über den Erfolg und der Kandidat fühlt sich, still beglückt, nur als einer aus der Masse, die ihn wählten. Bei uns glüht in jedem Wähler das Bewußtsein, daß er es ist, der den Erfolg erstritten; die Wähler machen den Abgeordneten. Die himmelan schäumende Stimmung, die einst das geistig revolutionäre Bürgerthum in Schillers Jubelruf die Millionen Menschen umschlingte und in einem Ruch die ganze Welt rauschelig versinken ließ, sie lobert heute in dieser Zeit mächtiger aufreibender Arbeit an den Siegestagen des im Gedanken und zugleich in der That revolutionären Weltbundes!

Da kommandiert kein Hofmeister die Gefühle, wie sie sich zu geben haben. Da ist nichts geschnürt und gedrückt, geheuchelt und erkünstelt. Volksmäßig und urwüchsig gestaltet der Augenblick den Ausbruch der tiefen Freude, in der — so unscheinbar sie äußerlich sich geberdet — die Weltgeschichte atmet. Das Herz der Zeit klopf in der ungestümen Begeisterung.

Und alle Menschen werden Brüder. Kein Unterschied zwischen dem gefeierten Führer, den die Erde mit Stolz nennt, und dem namenlosen Arbeiter, der Tag und Nacht seine Kraft, seinen Lohn unsrer gewaltigen Sache geopfert. Kein Abstand zwischen der derben, gehärteten Hand des Maurers oder Maschinenbauers und den weichen und weiseren Fingern des Akademikers, der die Feder führt oder das Wort kündigt. Sie stehen alle als Gleiche, erfasst von demselben traumstarken und doch klar bewußten Glücksgefühl, — nebeneinander, alle Zurückhaltung ist verschwunden, wir tauschen offen und ohne jedes Bedenken unser Empfinden aus, wir sind wie die Kinder, die noch das Leben nicht zu ängstlich rechnender Rücksicht verschlossen hat, und wären wir Norddeutsche nicht so steife Gesellen und schämten uns unsrer Gefühle, so würden wir uns wahrhaftig in die Arme fallen.

Und jede neue Sieges-Votschaft in dieser unbergeklärten Nacht steigert die tiefe, rauschende Freude. Vergessen ist, daß es noch Feinde giebt. Wenn Fremde uns auf der Straße fragen: "Wie viel haben wir jetzt?", so zweifeln wir nicht im mindesten, daß "wir" Socialdemokraten sind. Und wir urren uns nie. Wir künden die neuesten Telegramme und der Frager lacht und teilt unsern Jubel; bald reden wir vertraulich miteinander, als seien wir seit Jahren Freunde. Wir — das sind in dieser Nacht nur die Socialdemokraten. Was schiert uns die übrige Sippschaft, deren Hirn vernagelt und deren Herz vergiftet ist! Wir sind die Welt, den Schächern, den anderen ist halb unser Spott, halb doch auch unser Mitleid gewidmet, daß sie sich ob ihrer Niederlagen gränlich und neidisch verzehren müssen, wo "wir" doch alle so froh sind. Nur die Idee vermag solche Wunder zu wirken, die große, gute und wahrhaftige Sache!

Alle wissen von rührenden Episoden zu erzählen. Einer der Gewählten, der ein wenig für sein Mandat zitterte, wird auf der Straße, als die Siegesbotschaft von Mund zu Mund stürmte, von einer Bräun, biden, alten Frau unarmt, die tags in der Markthalle sitzt und den Kandidaten vom Broteinkauf kennt; die Thränen laufen ihr schwer und rund in den Rinnsalen ihres gekrüchten Gesichtes. Diese Demonstration macht auch den in tausend Kämpfen und erdrückender Arbeit hartgeschmiedeten Mann weich. Jetzt erst fühlte er seinen Sieg, und er muß sich zurückhalten, um nicht dem Beispiel der Brotsfrau zu folgen. Daß socialdemokratische Erfolge alles Menschliche und alles Reine in unserer Brust lösen, das ist der gefühlsmäßige Beweis für die Wahrheit unsrer Gedanken, welche die Wissenschaft in stolzem, unbezwingbarem System aufgebaut hat.

Weit über Deutschland hinaus erweckt unser Sieg die Begeisterung der erdumspannenden socialistischen Brüderschaft. In Wien, in Prag schreiten die Proletarier stolz und aufrecht, als hätten sie soeben einen überragenden Erfolg erlänpt; Extrablätter verkünden deutsch und czechisch die gewonnene Schlacht. Auf den Volkshäusern Belgiens steigt triumphierend die rote Fahne empor; vergessen ist die eigne Niederlage, die das belgische Proletariat heldenmüthig abzuwehren suchte. In Holland scheinen die Wunden, die der Arbeiterschaft eben erst geschlagen, in Folge der deutschen Freudenbotschaft plötzlich zu heilen. In Paris fühlten die Socialisten bei allem inneren Hader gemeinsame Teilnahme an unsrem Erfolg. Das englische Proletariat, das erst in den Anfängen politischen Selbstbewußtseins begriffen ist, gewinnt durch unsren Sieg neue Einsicht in die allein mögliche Methode des proletarischen Befreiungskampfes. Die Jubelstunde fliegt durch Italien und alle Herzen errichten den deutschen Kameraden ein Denkmal, das sie von dem offiziellen Deutschland nicht haben wollen.

Nun gar im finsternen Rußland! Auf geheimen Wegen bringt die Votschaft in das von dem Doppelsch des Absolutismus und des Glends gemetheten Volk. Ein Aufatmen, ein Stöhnen der Erlösung löst die gemärterten Seelen — ein Sonnenblick, ein Hoffnungs-trost, Wegzeigung für die fürchtbaren Kämpfe, die die Westen des unglücklichen Volkes erbarmungslos mähen. Und der Blitz gleitet in weiten Wellen, Jahre in Sekunden drängend, über den Ocean. Er zündet in den Niesenburgen des Kapitalismus, die in Amerika gekümmert sind. Er weckt in Australien, gleitet um die afrikanische Küste, und selbst in Japan richtet sich die dort aufblühende Jugend des Socialismus hoffnungsheiß empor.

Nur die großen Verbrechen und Katastrophen der Menschheit

finden sonst universales Interesse — wenn die Werge Feuer auswerfen, die Meere und Ströme Leben verzehren, wenn in Kischinev oder Belgrad der Mord heulend umgeht, oder die Pest Laufende fällt. Die Erfolge und Freuden der Nationen haben keine internationale Geltung; man neidet sie oder verleumdet sie eher, als daß man sie mitfeiert. Selbst Kunst und Wissenschaft reden nicht zu allen Völkern. Nur der Kulturgebante des Socialismus einigt die Menschheit und bindet sie zu einer Gemeinde, die Lust und Leid miteinander trägt. Nur die Socialdemokratie zerschlägt die Schranken des Hasses und des Unverständnisses der Völker, nur ihre Erfolge werden in allen Ländern mit gleicher Liebe empfunden. Der Socialismus ist der Strom des Lebens, der die ganze Erde befruchtend umspült und die Gestade des Todes und der Dürre mit Blüten bedeckt. Sein Sieg, seine Zukunft ist der heiligste Lebensinhalt der Leidenden und der Denkenden der Welt, aus ihm ziehen wir den Mut, all den Wahnsinn und alle die Pein des Daseins zu ertragen.

D es ist nicht nur ein dürrer Papierregen, der in die deutschen Wahlurnen gerauscht ist! Es ist die Blut der Verheißung.

In der Dämmerstunde des Morgens nach der Wahlnacht streiften wir durch das schlafende Berlin, todmüde und doch herrlich wach und feierlich. Die Nacht über hatten wir mitten im Lärm derer, die den Sieg begrüßten, gerechnet und gezählt, die nüchternen Buchhalter des Jubels. Das Morgenblatt war fertig. Bis 9 Uhr vormittags aber sollte das mittags erscheinende Extrablatt redigiert sein, so mußte ein Spaziergang gen Morgen den Schlaf ersetzen.

Berlin war noch nicht erwacht. Stahlblau blühte der Himmel auf, ein Vorfest der Sonne. Und alle Häuser schliefen, groß, stumm, geheimnisvoll. In die Nachtcafés dringt der Morgen ein, daß die Glühbirnen welken.

Eine einsame, verlorene Dirne, das Elend nicht mehr unter der Schminke verhüllend, streift noch immer suchend über das leere Pflaster. Sie laßt uns an: „Ihr habt aber lange gewählt.“ Wir empfinden den Lärm des armen Wesens nicht als Spott und nicht als schmutziges Gewerbe. Es ist uns, als ob auch in diesem girrenden, frankten und ermatteten Lachen die leise Ahnung glimmt: Auch meine Erniedrigung wird ein Ende haben, wenn Euer Sieg am letzten Ziele jauchzt. —

Jo.

Kleines feuilleton.

th. In der Plättstube. „Sehen Sie sich nur da ans Fenster, Fräuleinchen,“ sagte die Plätterin, „wenn Sie nu doch mal warten wollen; aber sonst schick' ich Ihnen die beiden Blusen ganz bestimmt um Vier' hin — sowie meine Liebe aus der Schule kommt.“

„Nein, lassen Sie nur, ich warte lieber.“ Das „Fräuleinchen“, das übrigens ein recht elegantes Fräulein war, nahm den gebotenen Platz. Sorgfältig breitete sie das zarte Mousselinleid um sich her, damit es nicht knitterte. Sie sagte: „So haben wir die Blusen doch schon um drei drüben. Was denken Sie, Frau Günther, um vier Uhr da soll der Koffer schon gepackt sein. — Wir wollen ja morgen früh um 6 Uhr schon fahren — und es ist noch so viel zu thun!“

„Dies glaub' ich, so vor de Reise.“ Die Plätterin nickte über ihre Arbeit fort.

„Und ich muß noch nähen,“ sagte das Fräulein, „ich muß mit noch Spitzen an drei Blusen festigen und Mamas Seidenleid mit Sammetstreifen garnieren . . . und zur Putzmacherin muß ich auch noch gehen . . . und nun lassen Sie mich auch noch warten.“ Das Letzte klang etwas vortürschwell.

„Ja, ich konnt' doch aber wirklich nicht eher.“ Die Plätterin sagte es in einem entschuldigenden Ton: „Haben Sie 'ne Ahnung, Fräuleinchen, jetzt, wo die Saison is, und wo je alle Blusen tragen und helle Kleider; ich hab die ganze vorste Nacht gestanden und muß die Nacht wieder stehen, um fertig zu werden. Sonntach, wenn die andern ausgehen, liege ich auf'm Rücken und schlaf aus.“

„Na ja, leicht haben Sie's wohl nicht?“ fragte das Fräulein. „Plätten Sie die Falten auf dem Brustteil recht schön steif, ja!“ Sie verfolgte jede Bewegung des Eisens mit den Augen: „Wie sind Sie eigentlich auf's Plätten gekommen, Frau Günther, daß ist doch 'n gräßlich schwerer Beruf.“

„Na, was is denn nich schwer, Fräuleinchen? Wenn 'ne arme Witwe mit drei Kinder von leben soll?“ Frau Günther hielt einen Moment mit der Arbeit inne: „Denn is alles schwer und bei's Plätten verdient man noch 's meiste, wenn 's auch wenig jenu is. Aber ja schwer ist's, so 'n ganzen Tag stehen — und de schweren Eisen heben. Man fühlt seine Knochen.“

„Und dann die Lust hier,“ sagte das Fräulein und schüttelte sich, „diese Gluthitze und jetzt im Sommer . . . das ist ja kaum auszuhalten! Mir ist jetzt schon schlecht. Sind Sie denn noch nicht bald fertig?“ Sie fächelte sich mit dem Taschentuch kühlung zu und trippelte nervös mit der Fußspitze.

„Zeich, Fräuleinchen, fleich.“ Das heiße Eisen fuhr mit erneuem Eifer über den feinen Blusenstoff. „Nur noch die Stulpen trocken plätten, denn können Sie jehn . . . Ja, schön is de Luft hier nich in de Plättstube; überhaupt in Berlin nich im Sommer. Ja, wer's so gut haben kann wie Sie und jetzt auf Sommerwohnung! Aber des is ja bloß für de Reichen.“ Sie sagte das letzte nach einer

Pause und es lag halb Neid, halb Sehnsucht darin. Das Fräulein lächelte geschmeichelt und doch voll leiser Abwehr: „Gott reich — wir sind auch nicht reich, Frau Günther. Das wissen Sie ja. Papa hat sein Gehalt und damit heißt es sich einrichten; wir fahren ja auch bloß ein bißchen an die See, das ist gar nicht teuer.“

„Na, 'n Stüde Zeld kost's doch.“ Die Plätterin seufzte leicht. Das Fräulein kam jedoch förmlich in Eifer: „Aber ganz und gar nicht, Frau Günther. Haben Sie eine Ahnung, wie billig das ist! Man muß nur verstehen sich einzurichten, und das hat Mama nun raus. Wir gehen nicht in ein Hotel; wir mieten bei Privatleuten, da kriegt man schon zwei Zimmer für sechzig Mark im Monat, und das Essen machen die einem auch billig. Wir haben voriges Jahr in Sahnitz eine Mark bezahlt. Denken Sie mal, bloß eine Mark. Das ist doch fabelhaft . . . und dafür hatten wir Suppe und Fisch und Braten und Kompott — und Sonntags sogar Eis oder süße Speise. Alles für eine Mark.“

„Nacht für drei Menschen auf 'n Mittag 'n Thaler,“ sagte die Plätterin trocken. „Fräuleinchen, das soll billig sein? Dafür tocht unsereins Mittagbrot für 'ne ganze Woche.“

„Na ja, wenn Sie so rechnen wollen, Frau Günther,“ das Fräulein verzog geringschäßig den Mund. „Gott, hier zu Hause braucht Mama für uns drei zu Mittag auch nur fünfzehn Groschen oder höchstens zwei Mark, aber denken Sie doch mal für's Seebad. Da ist das doch riesig billig!“

„Na ja, wenn man's geben kann.“ Die Plätterin nickte. „Die reichen Leute geben ja noch viel mehr,“ erzählte d's Fräulein. „Denken Sie mal, wer so im Hotel ist, der muß wömmöglich pro Person zwei Mark zahlen, und für die Porlin Kaffee fünf Groschen. Wir zahlen für die Kanne fünf Groschen, und dann habe wir genug für drei. Das macht an Kaffee pro Tag für uns alle eine Mark. Ist das nicht billig?“

Die Plätterin antwortete nicht. Sie stellte das Eisen auf den Rost und begann die Bluse zusammenzulegen, das Fräulein stand auf: „Ja sehen Sie, Frau Günther, wir müssen uns auch einrichten, wir müssen auch mit den Groschen rechnen. Brot und Butter halten wir uns da oben allein, und Aufschnitt hält Mama auch selber; uns kostet solch Tag im Bad höchstens acht Mark; na, das ist doch furchtbar wenig. Aber dann kann ich wohl gehen.“ Sie griff nach den Blusen, die Frau Günther inzwischen eingewickelt hatte.

„Acht Groschen macht es, Fräuleinchen,“ sagte die Plätterin, „die seidne mit die Nischen hat so viele Arbeit gemacht, die hab' ich fünf Groschen rechnen müssen.“

„Fünf Groschen,“ das Fräulein zog ein Gesicht, sagte aber doch nichts weiter, sondern griff nach dem Portemonnaie und suchte darin. Sie nahm eine Mark heraus, hielt aber plötzlich inne: „Ach ja, Frau Günther, jetzt hab' ich zu wenig Geld hier; ich will doch noch zur Putzmacherin. Ich schicke Ihnen die acht Groschen nachher mit unserm Mädchen rüber.“

„Sonst kann ich ja auch Dieschen nachschicken,“ meinte die Plätterin, „wenn Sie heut doch zu thun haben, Fräuleinchen, da wer'n Sie doch Ihr Mädchen brauchen.“

„Na nein, Frau Günther, so schlimm ist es nicht; für den Sprung hat Marie noch Zeit und wir gehen auch noch fort, was zu besorgen.“

„Es ist nämlich nur . . .“ Die Plätterin zögerte. „Ich hab' Sonntag was zu zahlen und da möcht' ich alle Groschen zusammentragen.“ Sie sagte es entschuldigend.

„Na ja, ich sage Ihnen ja auch; ich schicke es,“ das Fräulein wurde förmlich beleidigt. „Adieu, Frau Günther, ich vergeß es nicht.“

Sie wandte sich zur Thür. „Adieu auch, Fräuleinchen, glückliche Reise!“ rief die Plätterin. Ein paar Sekunden stand sie und sah der Entschwindenen nach, dann wandte sie sich seufzend wieder ihrer Arbeit zu: „Und sie wird's doch vergessen . . . sie will es ja vergessen.“ —

k. Einige neue Erklärungen alter Redensarten werden in der letzten Nummer der „Grenzboten“ versucht. Zum Verständnis der Wendung „Einen Bod' schiefen“ wird darauf aufmerksam gemacht, daß in England, Frankreich und Deutschland die vollständige Sprache etwas innerhalb seiner Gattung Fehlerhaftes oder Schlechtes mit einem Tiernamen bezeichnet, wie Tiernamen auch häufig als Schimpfwörter für Menschen gebraucht werden. Der Engländer nennt ein grobes Versehen „a bull“, der Franzose einen überspringenden Ton einer Trompete ebenso wie eine falsche Nachricht „un canard“; auch der Deutsche redet von einer Ente, einem Pudel, und die deutschen Schützengilden des 16. Jahrhunderts nannten ebenso einen Fehlschuß einen Bod'. Bod' und Wolf waren von diesem allgemeinen Gebrauche her in der altdutschen Schneidersprache insbesondere auch Bezeichnungen eines schlechten Gewandstücks. „Laß dich nicht ins Bod's horn jagen!“ oder, wie es in der ältesten Form immer heißt, „in ein Bod'shorn jagen, in ein Bod'shorn zwingen“, hat ursprünglich den Sinn: einen so klein kriegen, daß er in ein Bod'shorn schlüpft, sich von dessen breiter Öffnung aus nach dem spitzen Ende zu hinein vertriecht. Es könnte damit auch ein wirkliches Bod'shorn gemeint sein; wahrscheinlicher aber ist, daß ursprünglich an eine Pflanze, den Bod'shornklee, gedacht wurde, dessen kleine, harig, eng-röhrlige Hülsenfrüchte in Tirol z. B. schlechthin „Bod'shornöl“ heißen, und der im Mittelalter wie schon im Altertum für sehr heilkräftig galt und viel gebaut wurde; ähnlich sagt einmal Walter von der Vogelweide von seiner hohen Sommerfreude: „daz jaget der winter

in ein fro". Bei der Wendung: „Auf dem Damme sein“, bei der das gefährliche Gegenteil immer in Gedanken mit vorwärts, wird daran erinnert, daß Damm und Sumpf in dem altniederdeutschen Kampfesleben entscheidende Gegenläge sind: drunten im Luch ist es übel feuchten, oben auf dem Damm aber gut. Zur Erklärung der Redensart „Haare auf den Zähnen haben“ wird die Mythologie der Germanen herangezogen, weil alle bisherigen Deutungen nicht befriedigen. Mogl sagt in seiner „Germanischen Mythologie“ in dem Abschnitt über den Werwolf: „In vielen Gegenden kennt man die Sage, man erkenne den Menschen, der Werwolfsgestalt annehmen kann, an Fasern zwischen den Zähnen.“ Es ist nun charakteristisch, daß die Redensart von Menschen gebraucht wird, mit denen schlecht anbinden ist, denen man im Kampfe grimmige, bissige Verteidigung zutraut, von Leuten, die man nicht reizen („reizend machen“) soll; der alte, tief eingewurzelte und weit verbreitete Werwolfglaube liegt also wirklich nahe. „Mit jemand noch ein Hühnchen zu rupfen haben“, ist ein Bild, dem die zum Teil mundartlich beschränkten Wendungen „ich habe noch einen Apfel mit ihm zu schälen“, „ich han mei dem noch e Nöjche ze trachen“ entsprechen. —

Musik.

Die Sommeropern sind so sehr aus Risiko und Not zusammengesetzt, daß man gegen ihr ewiges Wiederholen bekanntester Stücke in Aufführungen bekanntester Qualität weit nachsichtiger sein muß, als gegen das nicht viel bessere Verhalten einer gefestigten Jahresoper. Endlich hat sich die *Morwiz-Oper* wenigstens zu einer Ausgrabung entschlossen und hat uns vorgeföhrt (Freitag) die Oper „Der Heideschacht“ vorgeföhrt. Der Dichterkomponist, Franz von Holstein (1826—1878), hatte in einem verhältnismäßig kurzen Leben und beschränkten Schaffen sich ehrenvoll, doch ohne dauernde Erfolge seiner Produktion betätigt. Neben zahlreichen lyrischen Stücken schrieb er mehrere Opern; an erster Stelle kam 1868 zu Dresden und dann an andren Orten „Der Heideschacht“ in die Deffentlichkeit. Eine Neigung zu romantischen Stoffen in der Art Webers und Marschners und zu den Schicksalen einer Bergbevölkerung ist ihm ganz besonders eigen. Aus seinem Text zum vorliegenden Werk würden andre vielleicht das Dreifache gemacht haben. Jedenfalls ist diese Zueinanderwicklung von Bergmannsorge und Bergmannsleid, von Schuld und Reinheit, von furchtbaren Erinnerungen und grausigen Irrungen usw. nur schwer auseinanderzuwickeln. Weniger kompliziert, aber nicht weniger inhaltreich zieht sich die Musik über das Ganze hin, als eine gut geschlossene dramatische Leistung, bei der doch die Stärke des Komponisten für schlichte, innige Lyrik und seine geringere Produktivität im Darstellen der dramatischen Wucht nicht zu verkennen sind. Alles eine ernste, strenge Arbeit, eine Ersäuerung des Erfolges durch das Stellen subtiler Aufgaben in den häufigen und langen Ensembles und eine meisterhafte Bewältigung dieser Aufgaben in vielseitigen Feinheiten!

Kurz: ein so entschieden künstlerisches Werk, daß man sich an ihm von vielem andren erholen konnte. Sein Gewicht scheint denn auch der Grund gewesen zu sein, daß die Aufführung reich an gewissenhaften Anstrengungen und im ganzen auch an thatsächlich guten Eindrücken war. Daß mehr in größeren Hauptzügen als in feinerem Detail gearbeitet wurde; daß die Orchesterleitung hinter der Gestaltungskraft mancher von den Sängern zurückblieb; daß der Tenor Joseph Horwitz bei aller anerkanntwertigen Begabung und Schulung der Stimme ordinär blieb; und daß Margarete König neben den zahlreichen hochdramatischen Effektstellen, die ihr hier zu ihrem Vorteil beschieden sind, auch ein Vielerlei an minderwertigen Tönen brachte: das alles konnte nicht übersehen werden. Der Bariton Willy Langefeld fiel durch seinen temperamentvollen Ausdruck auf: er „spielt Reichmann“, doch ohne dessen Stimmbegabung und künstlerisches Maß, vielmehr mit unnötig viel „Probing“. Ähnlich, nur klangvoller, war der Bass Paul Jügel. Für die Durchführung einer Knabenrolle gebührt Margarete Koch und noch mehr für die der schweren Rolle einer Irresinnigen gebührt Martha Schereschewsky ein erster Preis. —

Astronomisches.

— Die Mondfinsternisse und die Asche der Vulkane. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Die Mondfinsternis in der Ofsternacht, die vielsach in Deutschland beobachtet wurde, war insofern merkwürdig, als der Mond zu $\frac{97}{100}$ im Erdschatten verschwunden war, dort nahezu ganz unsichtbar blieb, im Gegensatz zu andren Finsternissen, wo der Mond im Erdschatten in verschiedener Abtönnung der roten Farbe entweder ganz oder mehr auf einer Seite sichtbar geblieben ist, und zwar stellenweise so deutlich, daß man die Haupttrater auch während der Finsternis erkennen konnte. Man könnte nun zwar diesmal den Kontrast des silberhellen Kleinen Stücks des Mondes, welches auch in der Mitte der Finsternis oben noch sichtbar blieb, gegen das matte Rot der verfinsterten Teile zu der Erklärung heranziehen, daß durch diesen Kontrast für das unbewaffnete Auge der schwächere Farbenton verschwunden sei. Doch auch im Fernrohr ist keine Farbenspur wahrgenommen worden. Somit ersieht eine von dem Engländer Johnson in Bridport gegebene Erklärung der Erscheinung jedenfalls der Beachtung wert. Die schwache Aufhellung der Mondpartien im Innern des Erdschattens kann nur durch Sonnenstrahlen verursacht sein, die in der Atmo-

sphäre der Erde (die einem hypothetischen Mondbewohner während einer Finsternis wie ein mattleuchtender Kreis die schwarze Erdscheibe zu umschweben scheint) so stark gebrochen werden, daß sie ins Innere des Schattens gelangt, allerdings sehr stark gedämpft durch die absorbierende Kraft der Luftschichten. Man nahm früher wohl an, daß, wenn Wolkennmassen in jenen Teilen der Erdatmosphäre schwebten, welche diese streifenden Sonnenstrahlen zu passieren hätten, alles Sonnenlicht abgefangen würde und der Mond dann ganz schwarz erschiene. Indessen ist es wenig wahrscheinlich, daß auf dem ganzen Umkreis der Erde, für den der Mond gerade im Horizont stünde, Wolkennmassen lagern sollen, wo es doch bekannt ist, wie stark der Himmelszustand sich von Ort zu Ort ändert. Johnson weist nun darauf hin, daß die wenigen Mondfinsternisse, von denen ein völliges Verschwinden des Mondes im Erdschatten berichtet wird, immer ein bis zwei Jahre nach starken vulkanischen Ausbrüchen auf der Erde stattgefunden haben. So ging der Mondfinsternis vom 11. April 1902 der Ausbruch des Pelée vorher. Die Mondfinsternis vom 1. Oktober 1884, während der der Mond ebenfalls verschwand, folgte auf den bekanntesten Ausbruch des Krakatoa 1883, und bei einer 1885 beobachteten Mondfinsternis kam der schwarze Mond ebenfalls auf diesen Ausbruch zurückgeführt werden. Man muß nach Johnson bis 1816 zurückgehen, um eine weitere Finsternis mit unsichtbarem Monde zu finden. Zwei Jahre vorher, 1814, fand der gewaltige Ausbruch des Mayon auf den Philippinen statt. 1761 fand Barentin in Stockholm am 18. Mai keine Spur von dem verfinsterten Monde. Am 28. und 29. September 1759 aber entstand in Mexiko der Vulkan Jorullo, infolge einer der heftigsten Katastrophen, welche die Rinde unsres Planeten jemals durchgemacht hat. In erheblicher Entfernung von jenem thätigen Vulkan erhoben sich damals viele feuerpeiende Krater und dazwischen stiegen plötzlich sechs Berge in die Höhe von 400 bis 500 Meter Höhe. Der größte von ihnen, der Vulkan Jorullo, setzte seine Thätigkeit bis Februar 1760 fort. Wir wissen, daß die bei starken vulkanischen Ausbrüchen emporgeschleuderten Aschenmengen noch sehr lange in den höchsten Schichten der Atmosphäre verweilen und sich von den Winden getragen, dabei allmählich über die Luftschicht der ganzen Erde verbreiten und dann die wunderschönen Dämmerungsercheinungen hervorufen, die wir voriges Jahr wieder bemerkt haben. Solch ein verteilter Aschenstaub würde trotz der Winzigkeit der einzelnen Teilchen in seiner Gesamtheit einen viel wirksameren Schirm gegen die durch Brechung noch auf den Mond gelangenden Sonnenstrahlen bilden, als Wolkennmassen, die unmöglich lüdenlos sein können. Die Mondfinsternis vom 6. Oktober dieses Jahres wird ein weiteres Exempel für diese Theorie abgeben, da sie noch unter dem Einfluß des Ausbruchs des Pelée stehen dürfte, also keine roten Farbentöne auf dem verfinsterten Teil des Mondes zeigen dürfte. Leider ist diese Finsternis in Europa kaum sichtbar. —

Humoristisches.

— Das Schwierigste. Farbenüsgattin (zu ihrer Kreandin): „Wertwürdig, wie rasch mein Mann sich die vornehmen Manieren angeeignet hat, seit wir die Erbschaft gemacht haben — nur an die Schnupftüchel kann er sich noch nicht recht gewöhnen!“ —

— Neugierig. Reisender (zu einem andren, der soeben aus einem Geschäft hinausgepeidert wurde): „Sie entschuldigen, Herr Kollega, in welchem Artikel sind Sie hinausgeworfen worden?“ —

— Immer höflich. Der Lederer-Geppel fängt eine Rauferei an. Es entsteht ein Höllenspektakel und ein fürchterliches Durcheinander. Da taucht mitten in dem Trubel der schwächliche, dümmstümmige Dorfpolizist auf, der sich auf den Geppel zu durcharbeitet und dabei immer ruft: „Jäh bitt' um's Wort! Jäh bitt' um's Wort: Sie sind verhaftet!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Eine Volksausgabe von Maxim Gorlis Werken (66 Wochenhefte a 25 Pf.) veranstaltet der Verlag Bruno Cassirer in Berlin. —

— Gerhart Hauptmanns „Armer Heinrich“ geht heute im Deutschen Theater als Nachmittagsvorstellung in Scene. —

— Karl Sohrens Volksstück „Die Dorfmusikanten“ gelangt im November bei Kroll zur Aufführung. —

— Ein neues Drama von Brieux „An der Wiege“, wird in der nächsten Spielzeit im Wiener Volkstheater gegeben werden. —

— Eine große allgemeine Kunst-Ausstellung wird im Sommer 1904 in Dresden veranstaltet werden; sie zerfällt in eine moderne nationale und in eine internationale, die ausländische Kunstwerke des 18. und 19. Jahrhunderts vereinigen wird. Der für die Ausstellung nötige Fonds von 100 000 Mark ist bereits gezeichnet. —

— Die neuen Funde aus den Ausgrabungen an der Pyramide des Königs Resoser bei Abusir sind im Lichthof der ägyptischen Abteilung des Neuen Museums gesondert ausgestellt. Die Grabungen wurden von der Deutschen Orient-Gesellschaft veranstaltet. —